



Eva Gronbach Die Köpfe zu erreichen ist ein großes Gefühl.“

Raum und Zeit: 19.05.2004 im Café Hallmackenreuther, Köln

Eva Gronbach ist Modedesignerin. Durch ihre ersten beiden Kollektionen „Liebeserklärung an Deutschland“ und „mutter erde vater land“ wurde sie bekannt als die Frau in Schwarzrotgold.

Frau Gronbach, wann haben Sie als Modeschöpferin begonnen, sich für das deutsche Wappen zu interessieren?
Eva Gronbach: Das Ganze ist eine Entwicklung, die 1995 angefangen hat. Ich hatte meine Schneiderlehre abgeschlossen und wollte ins Ausland gehen, um Modedesign zu studieren. Ich wollte nicht mehr in Deutschland leben, da es mir hier nicht mehr gefallen hat. Ich habe dann in Brüssel, Paris und London studiert und gearbeitet, dabei ist mein Blick auf Deutschland ein anderer geworden. Seit dem Moment, an dem ich selber Ausländerin war, habe ich das Land aufmerksamer betrachtet und angefangen, mit dem Thema Deutschland zu arbeiten. Dazu gehören natürlich irgendwann auch schwarz, rot, gold und der Adler.
Zu Anfang fanden Sie diese Farben moralisch und ästhetisch hässlich. Was heißt das?
Gronbach: Wir haben in der Deutschen Botschaft in Paris Fotos gemacht für die vorherige Kollektion, in der ich unter anderem Inspirationen wie Beuys, den Mauerfall, den Ökobeutel als Antwort auf meine Frage: „Was ist deutsch?“ gefunden hatte. Dort hing, wie in jeder deutschen Botschaft, eine Fahne. In schwarz-rot-gold. Ich dachte nur: Mein

Gott, ist die hässlich! Die drei Farben haben auf mich abstoßend gewirkt, spießig. Moralisch nicht vertretbar, weil das auch in meinem Kopf in erster Linie für ein Deutschland stand, das ich überhaupt nicht mochte: für Schrebergärten, Fußballfans – eine Ecke, mit der ich mich nie auseinander setzen wollte. Dann habe ich aber gedacht, dass diese Einstellung eigentlich falsch ist. Denn wenn man betrachtet, wo die Farben herkommen, von wem sie benutzt wurden und dass sie bisher nicht missbraucht worden sind, dann stehen sie eigentlich für eine Revolution und für Demokratie. Weil es mich selbst provozierte, wollte ich das neu entdecken. Man kann die Farben ja nicht verändern, die sind immer noch schwarz, rot und gold. Aber meine Einstellung dazu kann ich verändern. In mir selbst hat's funktioniert und ich glaube auch, dass es andere Leute angeregt hat, darüber nachzudenken.

Inwiefern ist das positive Besetzen der Farben und des Deutschlandbildes für Sie eine rein ästhetische Frage?
Gronbach: Es ist auch eine gesellschaftspolitische Frage. Aber die Menschen, die mittlerweile hier leben, kommen aus der ganzen Welt. Die Gesichter, welche mich inspirieren, kommen beispielsweise aus Armenien und Somalia, das sind Menschen mit persischem oder anderem Ursprung. Das sind meine Freunde hier. Das ist das neue Deutschland. Und das sind auch die Kunden für meine Kleider. Die ersten Kunden waren Brasilianer in Köln.

Die Kulturen, die mit ihren Farben selbst spielen und Spaß haben, haben auf meine Kollektion als erste reagiert. Es ist schön zu sehen, dass sie nicht diese Schwere haben. Diese Menschen tragen ja auch nicht die Verantwortung, die ich durch meine deutschen Wurzeln trage. Sie haben gewählt, hierhin zu kommen und freuen sich teilweise darüber. Sie nehmen mich an die Hand und zeigen mir, was hier gut ist.
Mit diesem positiven Deutschlandbild stehen Sie im Moment nicht allein. Was denken Sie, woher die Deutschen ihr neues Selbstbewusstsein nehmen?
Gronbach: Dazu muss ich sagen, dass ich am Anfang komplett alleine dastand. Ich habe vorher keine andere vergleichbare Arbeit gesehen. Aber manchmal ist die Zeit ja einfach reif für solche Dinge. Ich glaube, dass es ein Bedürfnis dafür gibt, dass die Leute dafür bereit sind. Über E-Mails beispielsweise bekomme ich mit, dass Vergangenheit bewältigt ist und mit Verantwortung getragen wird. Dann kann man sich auch mit einer Kultur, mit einem Land identifizieren. Was total spannend ist: Diese drei Farben werden mittlerweile entpolitisiert. Das ist das Größte, was passieren konnte. Die Idee dabei ist Punk: Du besetzt etwas und nimmst ihm dadurch die Macht. Wenn man Symbole anderen überlässt, können sie missbraucht werden. Aber wenn man sie selbst mit guten Dingen besetzt und sich auch der Diskussion stellt, dann entsteht etwas Neues.

„Wir sind dazu erzogen, dass man mit den drei Farben nicht spielen darf. Das hat mit der Geschichte zu tun, das ist hundert Prozent deutsche Vergangenheit.“

Können Sie Ihre Botschaft formulieren?

Gronbach: Jeder hat seine Verantwortung. Ich finde es wichtig, dass die Leute ihre Verantwortung nicht so schnell abgeben, mehr an sich arbeiten und neue Wege gehen. Und ganz wichtig: nicht den Spaß verlieren. Genießen gehört auch zum Leben. Auch an der Oberfläche. Oberfläche ist wunderbar.

Warum?

Gronbach: Die Haut ist das größte Organ. Das kann etwas sehr Sinnliches sein. Schöne Kleider senden freundliche Signale. Jeder Mensch signalisiert dem Gegenüber etwas mit dem, was er anzieht. Dadurch kann man wiederum Tiefe erreichen. Ich finde es spannend und schön, sich darüber Gedanken zu machen. Auch aus Wertschätzung des Gegenübers. Das Bewusstsein über die Oberfläche ist in Deutschland nicht so stark entwickelt. Kleidung muss immer erst mal praktisch sein. In Frankreich beispielsweise lernt man, dass es noch etwas anderes gibt außer praktisch: Eleganz und Stil.

Können Sie sich noch daran erinnern, auf welches Stück Sie im Handarbeitsunterricht so richtig stolz waren?

Gronbach: Klar! Wir haben Tiere genäht, mit der Hand. Ich habe eine Katze gemacht. Dann habe ich eine Tasche genäht, und das erste Kleidungsstück, was ich mir selbst genäht habe, war eine Hose. Die war toll.

War das ein Auslöser für den Wunsch, beruflich etwas in diesem Bereich zu machen?

Gronbach: Absolut. Ich habe es damals schon geliebt Kleider zu machen. Ich habe die Arbeit, den Beruf eines Menschen immer als Berufung verstanden. Für mich war klar: Ich kann nur das

machen, was mich überzeugt. Es ist für mich Glück, diesen Beruf zu haben.

Das macht Sie sowohl als Ich-AG-Vorbild als auch als Kulturaushängeschild für ein neues Deutschland interessant.

Gronbach: Es ist schon sehr spannend zu beobachten, wie Leute durch einen einfachen Nicky-Pulli aufeinander zukommen, was sich daraus für Gespräche entwickeln und wer sich wie inspirieren lässt. Förderung für Mode ist extrem unkonkret in Deutschland. In anderen europäischen Ländern wie Belgien herrschen andere Verhältnisse, da gibt es konkrete Förderungen von Jungdesignern. Die Industrie lässt sich auf sie ein, die Banken geben Kredite und die Politik fördert. Das ist eine Mischung aus Wirtschaft, Politik und Kultur, die sich zusammen an einen Tisch setzt. Das gibt es in Deutschland nicht, und das ist eine Katastrophe. Eigentlich ist es total unlogisch, dass ich nach Deutschland zurück gekommen bin. Ich hätte in Belgien viel mehr Möglichkeiten. Köln ist eigentlich keine Modestadt, aber die Menschen gefallen mir hier.

Woran liegt es, dass Leute hierzulande zusammenzucken, wenn sie Mode in schwarz-rot-gold sehen?

Gronbach: Ich kann das verstehen. Es ist ja, wie gesagt, ein Prozess. Die Menschen, die die Kleider zum ersten Mal sehen, haben vielleicht ein ähnliches Erlebnis wie ich damals in der Deutschen Botschaft in Paris – als ich mich das erste Mal bewusst vor der schwarz, rot, goldenen Fahne wiederfand. Wir sind dazu erzogen, dass man mit den drei Farben nicht spielen darf. Das hat mit der Geschichte zu tun, das ist hundert Prozent deutsche Vergangenheit. Die Demut, in der wir erzogen sind.

Sie haben vor einer Weile einmal gesagt, dass Sie nicht demütig sein möchten.

Gronbach: Ja, aber das ist jetzt wieder anders. Als ich sagte: „Ich will keine Demut mehr!“, war es eine Revolution für mich selbst. Aber mittlerweile sehe ich, dass Demut eigentlich etwas ganz Großes ist. Sie hat viel mit Verantwortung und Verarbeitung zu tun. Man kann mit Demut aufrecht sein. Das ist etwas sehr Stilles, Erwachsenes, Bewusstes. Ich sehe das mittlerweile positiv. Dass man am Deutschsein Spaß haben kann, lässt sich wunderbar über die Mode transportieren, weil es Oberfläche ist. Es ist vergänglich, nicht so schwer und intellektuell. Man kann es konsumieren, dadurch verarbeiten und irgendwann kommt dann etwas Neues. So ist das mit der Mode, sie ist vergänglich.

Mit der Kollektion „Meine deutsche Polizeiuniform“ setzen Sie diese Strategie fort. Auch da ist die Leichtigkeit aber nicht für jeden nachvollziehbar. Ein Artikel in ‚Freitag‘ endet mit dem Satz:

„Am Ende ist der abschiebende Polizist zumindest anständig gekleidet.“ Haben Sie dem etwas entgegenzusetzen?

Gronbach: Da werde ich erst einmal wütend. Ich habe in meiner Kollektion eine Polizistin, auf deren Rock steht „Willkommen im deutschen Lande.“ Aber wenn Sie tatsächlich den Auftrag bekämen, müssten Sie damit leben, dass Polizisten in Ihrer Uniform bei der Abschiebung von Asylbewerbern mitwirken. Gronbach: Ich wäre natürlich nicht verantwortlich dafür, was ein Träger dann mit der Uniform macht. Ich hoffe natürlich, dass durch die Kleidung eine bessere Haltung zustande kommt. Aber wie jeder selbst handelt, darauf habe ich keinen Einfluss. ...





„Das Tabu habe ich selbst gespürt. Ich stand vor der deutschen Fahne und dachte: Das geht nicht.“

Spielt am Anfang so einer Idee auch Trotz eine Rolle?

Gronbach: Meine Eltern haben gesagt, ich hätte schon als Kind immer das gemacht, was ich wollte. Ich brauche die Diskussion mit anderen, mache dann aber doch das, was ich will. Ich erlebe mich aber nicht als trotzig, eher als umgänglich und das Gespräch suchend. Ich bin nicht stur, höchstens zäh.

In Ihren Pressemitteilungen steht häufig, dass Sie gern Tabus brechen. Wo setzen Sie sich da eine Grenze?

Gronbach: Das Tabu habe ich ja selbst gespürt. Ich stand vor der Fahne und dachte: Das geht nicht. Ich bin selbst durch das gegangen, was die anderen Leute heute empfinden. Deswegen habe ich das ja überhaupt erst gemacht. Meine Grenze ist: Man darf niemanden überfordern und auch sich selbst nicht. Man muss Dinge Schritt für Schritt entwickeln. Zunächst passiert zwar etwas in mir, dann gehe ich damit nach außen und hoffe, dass es andere Menschen nachvollziehen können. Ich versuche mit allem, was ich mache, positive Dinge zu bewirken. Ihre erste Kollektion ist aus Ihrer Examensarbeit an der Kunsthochschule entstanden. Da gab es ein T-Shirt, zu dem Sie von Anfang an gesagt haben, dass Sie es nicht verkaufen wollen. Warum?

Gronbach: Die ganze Kollektion beschäftigt sich mit der Frage: „Was ist deutsch?“ Ich wollte mir selbst über Kleider eine Antwort geben. Da habe ich auch gefragt: Welche Köpfe haben mich beeinflusst, welche Köpfe oder Bewegungen haben Deutschland beeinflusst? Auf einem T-Shirt stehen Namen, angefangen mit Gutenberg bis hin zu Sauerkraut und Techno. Hintereinander stehen die Namen Hitler, Frank, Staufenberg und Schöll. Ich habe den Täter, das Opfer und den Widerstand dargestellt, da in meiner Erziehung alle drei Gruppen gleich präsent waren. Ich habe die Bücher gelesen mit diesen ganzen Geschichten, wie kleine Mädchen Opfer werden: „Das Tagebuch der Anne Frank“, „Als Mädchen im Warschauer Ghetto“ oder „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“. Diese Identifikation mit

dem Opfer ist ganz krass, denn sie enthält die ganzen Ängste, die man als kleines Mädchen hat, wenn man die Geschichten der Eltern hört. Bei diesem T-Shirt habe ich die Namen einfach niedergeschrieben, ohne sie zu werten – aber immer mit dem Bewusstsein, dass ich dafür eine Verantwortung habe. Deswegen gibt es das T-Shirt nur einmal: Wer den einen oder anderen wertet, kann das machen, aber nicht mit meinem T-Shirt. Sie waren Ende 2003 Kuratorin eines Teils der Ausstellung „in. femme fashion“ im Museum für Angewandte Kunst in Köln. Wie sind Sie zu dieser Aufgabe gekommen?

Gronbach: Das war unglaublich. Nach meiner Rückkehr aus dem Ausland bin ich ins Museum für Angewandte Kunst in Köln gegangen, habe die Fotos meiner Kollektion gezeigt und gesagt, wo ich herkomme und dass ich das Museum toll finde. Daraufhin meinte die Kuratorin: „Das ist ja sehr interessant. Ich plane gerade eine Modeausstellung. Wollen Sie nicht den modernen Part übernehmen?“ Das war's! Es ist mein Lebensprinzip, dass man rausgehen muss. Man darf nicht warten, bis einen das Glück irgendwie packt. Man muss rausgehen und sagen: „Hier, ich habe diese Idee.“ Klar bekommt man dann drei oder vier Kinnhaken, aber man bekommt auch fünf Hände gereicht. Die Türen werden gewiesen, durchgehen muss man dann selbst. Als Designer hat man ein Ego, das immer raus muss. Bei einem Kuratorium stellt sich das Ego ganz hinten an. Bei dieser Arbeit war es sehr angenehm, andere Designer anzuerkennen und ins beste Licht zu stellen. Was steckt hinter der „Rausgehen“-Strategie, die so mutig und forsch wirkt?

Gronbach: Alles, was ich mache, hat erst mal nur mit mir zu tun. Dann zweifle ich: Geht das, kann man das machen? Wenn etwas nicht geht, dann kann ich es durchaus lassen. Am Anfang war ich ja nur eine kleine Brüsseler Studentin mit einer Idee, alleine, mittlerweile denken wirklich viele Leute über meine Arbeit nach. Die Köpfe zu erreichen ist ein großes Gefühl!